

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 1

Artikel: Der Leopard Gunda
Autor: Burgauer, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

führt talauf und über den Passo di Lei nach Chiavenna, und über jenen Pass bringen die Italiener ihr Vieh zur Sömmernung in die alpenreiche Val di Lei, die von Gottes und Rechtes wegen zur Schweiz und nicht zur Provincia di Sondrio gehören sollte.» Dass diese einsame Gegend, die geographisch eindeutig nach der Schweiz orientiert ist, politisch zu Italien gehört, ist allerdings mehr als ein blosser Zufall, denn sie ist von Norden, also von unserer Seite aus nicht gerade leicht zugänglich, weil sich der Reno di Lei durch eine enge, tiefe und unpässierbare Schlucht einen Weg ins Aversertal hat bahnen müssen.

Bekanntlich hat in den letzten Jahren ein wilder Streit wegen der Erstellung eines Stausees im Hinterrheintal getobt, dem Splügen und Nufenen hätten geopfert werden müssen. Die Bündner wollten von dem Projekt nichts wissen, so dass es in absehbarer Zeit nicht ausgeführt wird, und wiesen auf die Möglichkeit eines Speicherwerkes im Valle di Lei hin. Dieses wird, wenn man den Fachleuten Glauben schenken will, einen vollwertigen Ersatz für den abgelehnten Splügenssee darstellen. Die Lösung dieses Problems wird natürlich dadurch kompliziert, dass Staumauer und Stausee auf italienisches Hoheitsgebiet zu liegen kommen. Die Italiener haben aber mit sich reden lassen, weil sie noch grösseren Strommangel haben als wir und froh sind, wenn die helvetischen Hirtenknaben den Löwenanteil der Baukosten übernehmen. Unsere Unterhändler, gewitzigt durch mancherlei schlechte Erfahrungen, haben verlangt, dass wenigstens die Staumauer auf Schweizerboden stehen müsse, und unsere Nachbarn haben dies anschei-

nend begriffen. Von einer kompensationslosen Abtretung des halben Quadratkilometers Steinwüste, die den Bündnern seinerzeit mit dem ganzen Veltlin geraubt worden ist, wollen sie allerdings nichts wissen, so dass unsere Grenzsteine an anderer Stelle auch um ein paar Meter verschoben werden müssen. Obschon die zwischenstaatlichen Abmachungen bezüglich Grenzverschiebungen, Baukosten und Stromverteilung erst vor dem Abschluss stehen, hat eine Mailänder Firma schon vor Monaten mit Sondierungsarbeiten begonnen. Tonnenweise ist Baumaterial auf Lastwagen nach Innerferrera geschafft und aus dem Aversertal auf Maultieren mühsam genug über einen steilen und holperigen Saumpfad ins Val di Lei transportiert worden. Um die zum Bau der Staumauer benötigten ungeheuren Materialmengen in das abgeschlossene Hochtal bringen zu können, ist die Erstellung einer etwa 20 km langen Seilbahn von Campodolcino am Splügenpass über den 2400 m hohen Angelopass und der Bau einer Strasse von Campsut im Avers über die Furgge oder Furka vorgesehen. Bis es so weit ist, wird allerdings noch viel Wasser den Reno di Lei hinunterfliessen. Die Zeit bis dahin möge noch mancher Naturfreund benützen, vom wunderschönen Averstal aus dem romanischen Val di Lei, das in seiner Abgeschiedenheit und Herbheit, in seiner Stille und Unberührtheit stark an unsern Nationalpark erinnert, einen Besuch abzustatten. Was es dazu braucht, sind ein paar genagelte Schuhe, ein mit Proviant gefüllter Rucksack und ein Reisepass.

H. Müller-Hitz

Der Leopard Gunda

Der unumgängliche Brehm erteilt unserem Leoparden, dem gefleckten Panther, oder — um mit Shakespeare-Schlegel zu reden — dem «Pardel» oder «Panther» keine guten Noten, und gleich zu Beginn der Beschreibung wird der Engländer Sanderson zum Kronzeugen aufgerufen, der das Tier für mutiger, für reizbarer und angriffslustiger als selbst den Tiger hält. Er nennt ihn das «vollendete Raubtier», das alle Geschöpfe morde, die ihm in den Weg geraten, gleichgültig ob sie gross

oder klein seien, ob sie sich gegen seinen Anspruch wehren oder ihm willenlos zur Beute fallen; er schildert ihn mit Recht als einen gewandten Kletterer, der gerne die Wiegen der Bäume und das schützende Unterholz aufsuche und mit Vorliebe Antilopen, Schakale, Lurche, Perlhühner, Mantelpaviane, aber — nach Katzenart — auch grosse und kleine Vögel aller Gattung beschleiche, aufscheuche und angreife, wie er auch die fetten Früchte der Oelpalme mit Wonne verzehre.

Die Eingeborenen Afrikas und Asiens hassen ihn, denn er ist der Räuber der Herden, und es ereignet sich nicht selten, dass er in einer einzigen Nacht Dutzende von Schafen tötet; gerne dringt er in die Wohnungen der Menschen, um sie ihrer Vorräte, aber oft genug auch ihrer kleinen Haus- und Nutztiere zu berauben. Die Feindschaft zwischen Panther und Mensch scheint im allgemeinen gegenseitig zu sein, und die Neger organisieren eigentliche Treibjagden gegen ihn, die zum Grauen erregendsten zählen, was sich denken lässt: sie legen ihm listig getarnte Fallen und vergiftete Köder. In den Fürstenhöfen Alt Javas wurden einst eigentliche Corridas mit Leoparden abgehalten. Von den Fackeln von acht erfahrenen und bis an die Zähne geharnischten Kriegerern geblendet, verlässt der Panther — oft erst, nachdem ein Steinwurf ihn ausgeschreckt hat — sein Versteck, während der Matador ihm mit stoischer Ruhe entgegentritt: der Leopard holt zum Sprung aus und sieht sich vor einer Wand starrender Speere, die es im prachtvollen Bogen zu übertanzen gilt. Tödlich getroffen sinkt er in die Arena, schon ist der elegante Toreador ihm auf der Spur, sucht ihn zu stellen und empfängt oder gibt ihm den Todesstoss.

Der Leopard ist wohl eines der graziösesten, der tänzerischsten und der schönsten Tiere, und so ist auch Gunda, der seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit Zürichs erregt. Ein gleich gelben Ampeln erstrahlendes Augenpaar von der Farbe des Bernsteins, ein fast seidenweiches, schwarz geflecktes Fell, ein federnder königlicher Gang, der Kraft und Unbekümmertheit verrät — so trat er uns zum erstenmal entgegen —, ein prachtvolles zehnmönatiges Wesen, das nicht wusste, dass es ein Raubtier war und das keine Ahnung hatte von den Kräften, die in seinem schlankstarken Leibe schliefen. Er begleitete seinen Herrn und Meister im Auto zu seinen Vorträgen, und während etlicher Wochen selbst auf dem Trottoir, geduldig angekettet gleich einem wohlgesitteten Hund; er liess sich bei solchen Gelegenheiten streicheln und spielte dann mit eingezogenen Krallen, als ob er eine Katze sei.

Gunda konnte so überaus wohlerzogen und zärtlich sein, weil er von den Menschen immerfort Gutes und nichts als Gutes erfahren hatte. Sein Freund und Gebieter hat ihn im fernen Ubangichari in einem bedauernswerten Zustand entdeckt: die Leopardenmutter war in eine jener grausamen, mit Blattwerk sorgsam getarnten Fallen geraten,

und neben ihr stand — am ganzen Leibe zitternd — das Pardelbaby, das sich ohne nennenswerten Widerstand von den Menschen mitnehmen liess und eine Stunde später einen ausgezeichneten Appetit entweckelte. Die Strapazen der Reise hat Gunda erstaunlich gut überstanden, und nachdem die erste Erregung gebannt war, erschien ihm das Haus seines Meisters als seine eigentliche und wahre Heimat; denn hier lebte er in inniger Gemeinschaft mit den Menschen, hier suchte er ihre Nähe, so er Hunger oder Durst empfand, hier spielte er seine Spiele mit einer einfältigen Stoffpuppe oder mit dem quitschenden Gummimäuschen.

Es bleibt nun freilich unbestritten, dass die rührende Zahmheit des Panthers auf der goldenen Illusion beruhte, dass der Mensch stärker sei als er selbst. Zu ernsthaften Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem Meister ist es noch nie gekommen, da Gunda sehr wohl zu unterscheiden weiss zwischen den wenigen einfachen Dingen, die er tun darf und die er unterlassen soll. Zu den wenigen Verboten gehörte das Öffnen der Türe. So folgsam und vorbildlich Gunda in vielen andern Dingen war — (nur beiläufig sei seine absolute Stubenreinheit hervorgehoben) — so wenig hielt er sich in diesem besonderen Fall an die Vorschrift, weil er eben ein Jüngling im «äge ingrat» war. Gunda hat eines Tages die Klinke aufgedrückt, und da er sich in der Wohnung allein glaubte, überfiel ihn ein massloses Erstaunen, sich unverhofft seinem Herrn gegenüberzusehen, also auf frischer Tat ertappt zu werden. Was tat der gerissene Panther? Das Raffinierteste der Welt: er schritt an seinem Herrn vorüber, als ob er nicht Gunda sei, sondern irgend ein fremder und hergelaufener Panther, der das Recht habe, die Türen aller Häuser aufzuklinken, wie es ihm beliebe, doch selbstverständlich vollzog sich diese denkwürdige Begegnung in vollendeter Grazie und mit königlichem Zeremoniell. Einmal — als der Panther mit seinem Herrn spazieren ging — entdeckte er auf der Weide eine Herde von Kühen und war eigenartig berührt, dass es so grosse Lebewesen gebe, doch eigentlich weder beunruhigt noch erregt, sondern nur überrascht über die Existenz dieser Schemen, die so lässig lagerten und sich so träge bewegten.

Die grosse Frage war die nach der Zukunft. Was sollte fortan mit Gunda geschehen? Gewiss war er die Höflichkeit und Zuvorkommenheit in Person, und doch hätte es sich ereignen können, dass ihn

ein Uneingeweihter aufgeschreckt und dadurch sozusagen zwangsläufig die Raubtiernatur in ihm erwacht wäre. So hat denn letzten Dezember die Uebergabe an den Zoologischen Garten Zürich stattgefunden. In den ersten Tagen in der Fremde schien Gunda sich nur mühsam an alles Neue zu

gewöhnen. Vor einigen Tagen hatte er Hochzeit mit einem schönen Pantherweibchen, und nun scheint er wieder zugänglicher zu sein und auch dem Wärter ein gewisses Mass von Zuneigung und Freundschaft entgegenzubringen.

Arnold Burgauer

Kinder als bedeutende Erfinder

Von Edwin Wieser

Dem breiten Publikum ist vielleicht die Tatsache völlig unbekannt, dass verschiedene für die Menschheit wichtige Erfindungen, ohne die das heutige Verkehrsleben und die Technik gar nicht denkbar wären, von Kindern gemacht worden sind. Wer von unseren Lesern hat zum Beispiel eine Ahnung davon, dass der Pneu (für Velos und Autos) von einem Knaben erfunden worden ist? Und doch ist es so. Um das Jahr 1880 herum war das sogenannte Veloziped aufgekomen — zuerst in der Form eines Dreirades. Nachher wurde es zum Zweirad, und zwar als Hochrad umgebaut — als ausgesprochenes Spielzeug für Kinder. Niemand dachte damals daran, dass es einmal als normales und unentbehrliches Verkehrsmittel auch für die Erwachsenen die grösste Bedeutung erlangen würde. Aber gleich von Anfang an zeigte es sich, dass das wichtigste Problem, dessen Lösung niemand glücken wollte, die Bereifung war. Es sei daran erinnert, dass sogar Stephenson, der Erfinder der Lokomotive, behauptet hatte, auch die Dampfautomobile (die ersten Automobile wurden mit Dampf getrieben) hätten keine Zukunft und seien eine hoffnungslose Angelegenheit, weil die Schwierigkeiten des Strassenweges — die schweren Erschütterungen brachten fortwährend Brüche und viele andere Störungen mit sich — niemals und auf keine Weise überwunden werden könnten. Man muss wissen, dass die Wagenräder damals noch mit Eisenreifen beschlagen waren.

Da schenkte eines schönen Tages der irische Tierarzt Dunlop seinem Söhnchen ein Veloziped, das, wie es eben im Anfang üblich war, Vollgummireifen hatte. Der junge Dunlop hatte grosse Freude an seinem Veloziped und fuhr jeden Tag in Belfast herum. Allerdings bereiteten ihm diese

Fahrten keinen ungetrübten Genuss. Wer einmal auf einem Velo mit einem Vollgummireifen gefahren ist, weiss, wie wohl eine solche Fahrt unserm Knochensystem tut. Belfast hatte im letzten Jahrhundert selbstverständlich noch keine asphaltierten Strassen wie heute. So wurde der junge Dunlop arg herumgeschüttelt, und manchmal war er am Abend wie gerädert. Ist es doch bezeichnend, dass man zu jener Zeit in England den Velos den Uebennamen «bone-shakers», das heisst Knochenschüttler, gab! Dunlop, ein passionierter Velozipedist, konnte ein Liedchen davon singen, warum sich diese treffende Bezeichnung so rasch eingebürgert und den Namen Velo (das heisst eigentlich «schnell») verdrängt hatte. Er klagte seinem Vater, wie seine Freude an dem herrlichen Velo durch das beständige Rütteln und Schütteln und die dadurch entstehenden Schmerzen in allen Knochen so sehr beeinträchtigt werde. Er schlug vor, sie wollten beide mit vereinten Kräften Abhilfe schaffen und irgendein Mittel finden, welches das Velozipedfahren nicht mehr zum Martyrium, sondern zu wirklichem Genuss und zur Erholung für den Körper und Gemüt mache. Von dem Knaben, der Tag und Nacht über diesem Problem brütete, soll die Anregung ausgegangen sein, die Räder einmal probeweise mit einer elastischen Bereifung zu versehen. Nachdem er dann allein und gemeinsam mit dem Vater vielerlei ausprobiert hatte, versuchten die beiden, einen gewöhnlichen, mit Luft aufgepumpten Gasschlauch um das Rad zu legen. Und siehe da! Das Problem war mit einem Schlage gelöst. Denn gleich bei der ersten Probefahrt zeigte es sich, dass die widerlichen, gesundheitsschädlichen Erschütterungen ausblieben oder nur ganz schwach bemerkbar waren. Dunlop war ein erfahrener und weitblickender